

**Ercheint täglich**  
nachmitt. mit Ausnahme  
des Sonn- und Feiertags.

**Abonnementpreiss**  
monatlich 60 Pf.  
vierteljährlich 1.50 Mk.  
jährlich 5.00 Mk. in  
Vorauszahl. Frei im Inland.  
Für den Post bezug  
1.00 Mk. zinkl. bezugslos.

**Die „Reise Welt“**  
(Nachhaltigkeitspreis)  
durch die Post nicht bezie-  
bar, kostet monatlich 10 Pf.  
vierteljährlich 30 Pf.

Telephon Nr. 1047.  
Erlanger-Strasse  
Kölnplatz Halle a. S.

# SOZIALDEMOKRATIE

Sozialdemokratisches Organ

**Inserionsgebühr**  
betragt für die Spalten  
zeitlich oder deren Raum  
20 Pf. Die Rubrication  
Parti- u. Gewerkschaften  
Anmeldungs-Anzeigen 10 Pf.  
Im rezeptionsfreien Raum  
kostet die Zeile 75 Pfennig.

**Interate**  
für die Rubrication  
müssen spätestens bis zum  
Schluss des Monats im Voraus  
bezahlt sein.

Eingetragen in die  
Postregulierungs-Tafel  
unter Nr. 706a.

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Duerfurt, Delitzsch-Bitterfeld,  
Baumburg-Weiskensels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21, Bot 2 Cr

Expediton Geisstr. 21, Bot. Part. r.

## Die Bilanz des Aufschwungs.

Wp. Es wäre interessant, festzustellen, wie sich das Einkommen der verschiedenen Gesellschaftsklassen während der Jahre des Aufschwungs entwickelt hat. Bezeichnenderweise ist aber gerade dieser Zeitraum arm an Einkommensstatistiken. Zur Zeit der wirtschaftlichen Depression war die Einkommensstatistik ein gern gelesenes Studienfeld der sozialreformerischen Professoren. In Sachsen hat Prof. Böhmert die Einkommensbewegung regelmäßig verfolgt, für Preußen lieferte Prof. Sölber regelmäßig Arbeiten. Aber seit 1894 ist die sächsische Einkommensstatistik gänzlich eingegangen, während die preussische nur ein paar höchst allgemeine Zahlen liefert und sich wohl hütet, in die Entwicklung der großen Einkommen Einsicht zu gewähren. Wir erfahren aus der preussischen Statistik nur, daß das Einkommen der Altiengehaltenden in Preußen im dreißigjährigen Durchschnitt 1894—1896 291 Millionen betrug, dagegen 1897 bis 1899 434 Millionen, daß während dieser Zeit die Zahl der Altiengehaltenden von 1417 auf 1629 stieg und das Durchschnittseinkommen der einzelnen Gesellschaft von 205 000 auf 265 000 jährlich, also um fast 33 Prozent. Das Aktienkapital vermehrte sich während des gleichen Zeitraums von 9773 auf 4910 Millionen, also um fast eine Milliarde.

Da die preussische Einkommensstatistik mit dreißigjährigen Durchschnitten rechnet, so summiert sie die Unterschiede ab. Sieht man sich die Bilanzen der einzelnen Altiengehaltenden an, so findet man in dem Zeitraum 1894 bis 1899 eine Verdoppelung, Verdreifachung, so Verdreifachung des Reingewinns. So betrug der Reingewinn des Hörder Bergwerks- und Hüttenvereins 898 192 Mark im Jahre 1894/95 und ganze 4 707 198 Mark in 1898/99, also mehr als eine Vierfachung, und das trotz 2,9 Millionen Abschreibungen im letzten Jahr; die verteilte Dividende stieg von 3 auf 14 Prozent. Der Schweißer Bergwerksverein vermehrte während des gleichen Zeitraums seinen Reingewinn von 1,1 Millionen auf 2,6 Millionen, die Königs- und Vorkahlütte ihren Bruttogewinn von 2 962 707 auf 8 122 009 Mark. Der Reingewinn der Deutschen Bank stieg 1895—1899 von 11,4 auf 20,3 Millionen.

Einen mehr allgemeinen Überblick über die Entwicklung des Kapitalbesitzes giebt die Statistik der Emmissionen. Im Zeitraum 1895 bis 1900 sind auf dem deutschen Geldmarkt, nach dem Kurswert, 11 573 Millionen Mark neue Emmissionen aufgelegt worden. Das sind 1 1/2 Milliarden, die das deutsche Kapital während dieser 6 Jahre auf Kosten der Arbeiter „erspart“ und der Börse zugeführt hat! Ihren Amortisationspunkt hat diese Emmissionstätigkeit 1898 mit 2462 Millionen erreicht — gegenüber den 1181 Millionen vom Jahre 1895 mehr als eine Verdoppelung. Die industrielle Grundbesitzigkeit im besondern hatte ihren höchsten Punkt 1899 mit 666 Millionen (1895 bloß 229 Millionen). Alles in allem wurden während des besprochenen Zeitraums in industriellen Aktien 2,3 Milliarden Mark angesetzt, in Banquaktien 1 1/2 Milliarden, in deutschen Hypotheken 2,1 Milliarden. Obwohl aber die Börse einen immer größeren Teil der Kapitalanummulationen erlaubt, so geht doch noch keineswegs das gesamte angefallene

Kapital durch die Börse. Die vorstehenden Zahlen geben also noch bei weitem nicht den gesamten Kapitalzuwachs in Deutschland während der Jahre des industriellen Aufschwungs an. Sie lassen nur annähernd erkennen, welche ungeheure Reichtümer die deutsche Kapitalistenklasse, außer dem raffinierten Genuss, an dem sie es sich nicht hat fehlen lassen, aus ihrem Mehrwert während dieser Jahre hat erübrigen können.

Nicht minder hat der kapitalistische Staat sich den Aufschwung zu nute kommen lassen. Die Ausgaben des Deutschen Reichs für 1894 waren 1337 Millionen, noch dem Etat für 1901 sind bereits 1910 Millionen (unter Abrechnung der Betriebsausgaben für Eisenbahnen, Post und Reichspostdirektion) vorgezogen, also 573 Millionen mehr. Nimmt man das Jahr 1894 als Norm an, so findet man, daß das Reich seitdem rund 1 1/2 Milliarden mehr veranschlagt hat. Zu den Ausgaben des Reichs kommen aber noch jene der einzelnen Staaten. Allein das Budget Preußens stieg 1894—1900 von 1936 auf 2472, also um 536 Millionen. Auch hier das Jahr 1894 als Norm genommen, beläuft sich die Mehrausgabe der letzten Jahre auf 1 1/2 Milliarden. Wir haben also im Reich und in Preußen eine Mehrausgabe von 2 1/2 Milliarden, die der Aufschwung ermöglichte. Freilich, wie immer, wirkte der Staat nur diesmal über seine Mittel hinaus. Die Reichsstatistik hat um 385 Millionen, die preussische Staatskassa um 220 Millionen. Das Verhältnissvolle ist dabei, daß der kapitalistische Staat der einmal erlittenen Höhe des Budgets nicht gern heruntergeht. Da aber die Staatseinnahmen zur Zeit des schlechten Geschäftsganges sich vermindern, so bleibt nicht übrig als Steuererhöhungen. Auch ein Beitrag zur Sozialreform: Statt dem Volkstand zu wehen, kommt der kapitalistische Staat gerade während des Niedergangs mit neuen Steuern! Welchem Zweck die gesteigerten Staatsausgaben dienen, weiß man. Dem Ankauf von Kanonen und Panzerschiffen!

Nach den Jahren des industriellen Aufschwungs steht die Kapitalistenklasse in gesteigelter Machtfülle da. Sie hat ihren Reichtum, der ihr die Ausbeutung des Proletariats sichert, enorm vermehrt. Der Staat, auf den sie sich stützt, hat seine Milition erneuert, seine Kriegsmacht gesteigert und ist bereit, ein Heer von Hunderttausenden in Bewegung zu setzen, um diesmal über seine Mittel hinaus zu erobern. Wie sieht es aber um die Arbeiter? Was hatten sie von dem Aufschwung?

Die Berechnungen der Unfallversicherung, die bekanntlich das Arbeiter Einkommen viel zu hoch ansetzen, da sie die Löhne der jugendlichen und minder bezahlten Arbeiter mit dem „ortsüblichen Tagelohn“ in Rechnung setzen, ergeben für 1894 bis 1899 eine Vermehrung des durchschnittlichen Einkommens der gewerblichen Arbeiter um nicht ganz 15 Prozent. Für einige Berufsgruppen sind die Lohnsteigerungen wie folgt: Knappschmied-Genossenschaft 18 Prozent, Schleiferei Eisen- und Stahl-Genossenschaft 11,7 Prozent, Rheinisch-westfälische Maschinenbau-Genossenschaft 11,5 Prozent, Rheinisch-westfälische Hütten-Genossenschaft 10,5 Prozent, Norddeutsche Holz-Genossenschaft 10 Prozent, Genossenschaft der chemischen Industrie 9,5 Prozent, Norddeutsche Baugewerks-Genossenschaft

9,3 Prozent, Buchdrucker-Genossenschaft 7,8 Prozent, Sächsischer Textil-Genossenschaft 6,5 Prozent, Zaba-Genossenschaft 6,0 Prozent. Die einzige Steigerung des durchschnittlichen Arbeiter Einkommens schon an und für sich ein jämmerliches Resultat, so findet sie, wenn man die angeführten Daten der Kapitalanummulation während des gleichen Zeitraums in Betracht kommt, Hohn und Spott auf jede sozialreformerische Harmoniebildung. Und erst die absolute Höhe ihrer Einkommen! Das um 15 Prozent gestiegene Durchschnittseinkommen der gewerblichen Arbeiter betrug 1899 bloß 752 Mk., nicht einmal 15 Mk. die Woche! Arbeit kann nicht einmal ein einzelner menschlich leben, und doch muß damit und mit noch weniger eine ganze Familie auskommen!

Doch auch diese miserable Einkommenssteigerung war infolge der allgemeinen Leterung zu einem großen Teil illusorisch. Die Brotpreise waren bis 1897 und 1898 gefallen, um dann etwas nachzulassen — immerhin ließen sie jetzt noch bedeutend höher, als 1894. Im Jahre 1898 war ein einzelner Orden der Weibermehrs um 30—40—50 Prozent höher, als 1894. Auch die Kartoffeln sind gegenüber 1894 im Breite gefallen und an vielen Orten die Preissteigerung.

Der kleine Kapitalistengeldbedarf verteuerte sich bis auf Seife. In der Provinz, die betriebsamere sind, um volle 40 Prozent gefallen, die Zuckerrüben sind gefallen, die Preise für Gerste, für Weiz, und Getreide ist vor allem der Weizen! Wie sehr das letztere der Fall war, zeigt schon die Tatsache, daß das Einkommen der preussischen Steuerzahler mit mehr als 9000 Mk. Jahres Einkommen, deren Einkommen bis 1894 bis 1898 um 19,7 Prozent gefallen war. Diese Zahlen geben noch durchaus nicht die wirkliche Steigerung der städtischen Grundrente, weil ein sehr großer Teil derselben als Hypothekenzinsen abgezogen wird; außer dem beziehen sich, wie schon erwähnt, die preussischen Zahlen auf einen dreißigjährigen Durchschnitt.

Die nominelle Erhöhung des Arbeiter Einkommens ist nur zu einem geringen Teil durch Lohnhöhung, zumeist durch regelmäßiger Beschäftigung und durch Lebenskosten erreicht worden. Die Folge davon war eine Lebensanregung, die Folge dieser eine Vermehrung der Unfälle. Mit der Regelmäßigkeit einer Naturwirkung stieg die Unfallziffer im Gemerbe von 6,25 pro Tausend im Jahre 1894 auf 7,99 im Jahre 1899. Das Ergebnis der Unfälle seit 1895 bis 1900 ist: 21 321 Getötete, 110 109 Danernde und 76 835 vorübergehende Erwerbsfähige. Die blutigen Kriege der letzten Jahre haben nicht so viel Wundenverursacher, selbst, als allein die deutschen Arbeiter auf dem Schlachtfeld der kapitalistischen Industrie an Toten und Verwundeten verloren haben! Damit haben sich die geringe Erhöhung des Einkommens bezahlt, die ihnen dann der Hausherr und der Krämer weg estamotiert haben.

Die im Gemerbe beschäftigte Arbeiterzahl stieg um 1,4 Millionen oder 27 Prozent. Während des gleichen Zeitraums hat aber die Zahl der in Fabriken beschäftigten Kinder unter 16 Jahren um 41 Prozent zugenommen. Schon das beweist, daß der industrielle Aufschwung eine absolute und relative Vermehrung der Kinderarbeit zur Folge hatte. Die Zahl der in den Fabriken beschäftigten Kinder beträgt jetzt 218 974, darunter unter

16) (Nachdruck verboten.)

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen überetzt von Leopold Kofenzweic.

Lucas, dessen Anwesenheit nicht mehr nötig war, nahm Abschied, indem er die Lampe griffte, die mit zummegegessenen Speien kurz zurückdrückte. Die Kinder waren wieder eingeschlafen. Der alte Nagu hatte sich, die erkalte Pfeife im Munde, die Hände entlang zu dem Zimmer hineingeschleppt, in welchem er schlief. Und Monnoire, der inzwischen auf einem Stuhle saß und seinen Blick, in Gedanken verfunken, in die Leere des armenhaften Raumes richtete, wartete nur die Entfernung der anderen ab, um sich ebenfalls an der Seite seiner schredlichen Frau zur Ruhe zu begeben.

„Nur Mut, mein Freund! Auf Wiedersehen!“ sagte Lucas, ihm kräftig die Hand drückend.

Auf dem Treppenhilf rief Nagu noch nimmer, jetzt mit einem bittenden Tone in der Stimme:

„Johne! So komm doch, Johne! Wenn ich Dir sage, daß ich nicht mehr bin!“

Und da die Finsternis funnig blieb, wendete er sich zu Yvonne, der sich nicht einmischte und seine große Schwester nach ihrem Gefallen handelte.

„Sie ist vielleicht fortgegangen.“

„Nein, wohin hätte sie gehen sollen? Sie muß unten auf der Treppe sitzen.“

Lucas ließ die schmalen und hohen Stufen hinunter, sich an dem fettigen Strich haltend und vorwärts mit dem Rücken tastend, um nicht in der tiefen Finsternis die steile Treppe hinunterzulaufen. Es schien ihm, als hätte er auf einer grauen Leiter zwischen zwei feuchten Mauern in einem bleibenden, und je weiter er hinunterkam, desto deutlicher glaubte er ein ersticktes Schluchzen zu hören, das aus der dunklen Tiefe herandrang.

Von oben rief wieder die Stimme Nagus in entschlossenem Tone:

„Johne! Johne! Wenn Du nicht heraufkommst, so muß ich Dich wohl holen.“

Da blieb Lucas stehen, denn er hörte einen leichten Atem

näher kommen. Etwas Unbes, Warmes schien heraufzusteigen, leise, kaum hörbar, ätzend. Er drückte sich gegen die Wand, denn er erriet, daß ein armes Geschöpf von oben kommen werde, unklar, bloß erkennbar am leiten Vorbestreiten ihres Körpers.

„Ich bin es, Johne!“ sagte er leise, damit sie nicht erschreckte.

Der leiste Atem kam immer näher, und seine Antwort fiel. Aber mit kaum fühlbarer Verhinderung freilich das unglückliche, unklare Geschöpf an ihm vorüber. Und eine kleine heiserliche Wand eragte die leinige, ein brennender Mund drückte sich auf seine Hand und küßte sie heiß und innig, in unendlicher Dankbarkeit, in einer Eingabe ihres ganzen Weisens. Sie dankte ihm, sie gab sich ihm, ungewissen, verhallen, in süßer Mühseligkeit. Dem Wort wurde gemeldet, nichts als dieser von heißen Tränen benetzte Kus in der Finsternis.

Der leiste Atem war vorüber, die lustige Gestalt stieg weiter. Und Lucas stand tieferdrückter, im inneren ergriffen von dieser traumhaften Berührung. Denn der Kus dieses unglücklichen Mundes war ihm ein Herz gegeben, ein süßer, harter Scheuer war durch seine Hand gefallen. Er wollte sich überreden, daß er lediglich froh sei, es durchgeleitet zu haben, das Johne für diese Nacht ein Dbdas gewesen hatte. Aber warum hatte sie gemeint, auf der letzten Stufe an der Thürschwelle liegend? Warum hatte sie so lange auf die Stufe des Mannes oben nicht gewartet, der sie wieder bei sich aufnahm? Sollte sie um etwas Verlorenes geschickt, verweigert einen unerfüllbaren Traum beweist, ehe sie sich endlich entschloß, hinaufzugehen und das Leben wieder aufzunehmen, zu dem sie verdammt war?

Von oben ließ sich die Stimme Nagus ein letztes Mal vernehmen.

„Ah, da bist Du ja, es war schon Zeit! So komm schlafen. Du dummes Mädel, ich bring' Dich heute noch mit.“

Und Lucas eilte fort, so tief und unglücklich, daß er beruschete, die Urklare der schredlichen Bitterkeit zu ergründen, die ihn erüllte. Während er mit Mühe seinen Weg in dem dunklen Gewirre der schmuggigen Stoffen des Beauclairs fand, dachte er über die letzten Ereignisse nach und fühlte heutzutage des Mitleids mit dem armen Kinde. Sie war das Opfer ihrer Verhältnisse, sie hätte sich mit diesem Nagu ergeben, wäre sie

nicht von dem Gend ihrer Klasse erdrückt, verberbt worden. Wie tief müßte der Boden der Menschheit ungenügend werden, damit der Arbeit wieder zur Güre und zur Freude werde, damit die starre, gelinde Liebe auflösen könne aus der herrlichen Auslast der Wahrheit und Gerechtigkeit!

Mittlerweile war es allerdings das Beste, daß das unglückliche Mädchen bei Nagu blieb, wenn dieser sie nicht zu sehr misshandelte. Der heilige Bind hatte aufgehört, und am Himmel erschienen einzelne Sterne inmitten der Dunkelheit, jetzt ungewöhnlichen Hellen. Aber wie finster war die Nacht und in welcher unendliche Traurigkeit küßte die Dunkelheit das Herz!

Während sich Lucas am Ufer der Mönne, nahe der Boisbrücke, ihm gegenüber lag die Wille in unaussprechlicher Jaulender Arbeit, man hörte den hellen Donnernschlag der Schnellhämmer, durch welchen die tiefen Schläge der Querschlämmer drangen. Ein feuriges Aufleuchten erhellte manchmal die Nacht, gleiche Rauchwolken glichen gleich einem Gewitterhimmel im Strahlenlicht der Bogenlampe. Diese nächtliche Tätigkeit des Ungeheuers, dessen Leter nicht erlöschend, brachte ihm wieder das Bild der modernen Arbeit vor Augen, die der Mensch ansetzungen wurde wie in einer Glühbirne, um ihnen mit Nitratosen und Gerinadigung verpöten zu werden. Er sah die kraftvolle Gestalt Monnoires, sah ihn, wie er ihn eben verlassen hatte, in dem düsteren Zimmer liegend, gebrochen wie nach einer Niederlage, mit dem drohen der Sehnen einer ungewissen Zukunft vor der Seele. Dann tauchte ohne Lebensge, eine andere Erinnerung dieses Abends auf, das unbedeutliche Profil Nagus, des Täpfers, wie er mit Verleumdung eines Propheten seine Verwünschung hinausrief, die Zerstörung Beauclairs der Vast seiner Sünden verfundete. Aber um diese Stunde lag das bewingene Beauclair in Schlaf, eine dunkle, weisse Waffe, aus der nicht ein Licht herüberleuchtete. Nichts war nach ringsum als die Hölle mit ihrem nie ruhenden Feuer, durch deren Inneres unablässige Donner rollten, deren ewig lodernde Flammen die Menschenleben verzehrten.

Eine ferne Uhr ighlul Mittwoch in der Finsternis. Lucas überdrückte die Wände und ging die Straße nach Weiss hinaus, um in die Credence heimzukehren, wo sein Bett ihn erwartete.

Nur ehe er sie erreichte, erhellte plötzlich ein harter Schein



Ueber das Motiv des an die falsche Adresse gerichteten Revolverversüßes wird noch berichtet:

Die Frau, welche der Schuß auf den Wagen des Bautechnikers Duboin abging, ist die Gattin eines in Frankreich naturalisierter Polen Namens Dzewski. Sie erklärt, sie möge in Antwerp. Ihr Mann habe einen Posten als Verkäufer bei der Tabakregie. Bis 1894 lie er Arbeit in Lizza gefunden. Das Ministerium des Auswärtigen sei ihm seit Jahren Geld schuldig. Man nimmt an, daß die Frau den Anschlag nur verübt hat, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen. Dzewski hat verschiedene Male Beträge vom Ministerium des Auswärtigen empfangen; es wurde aber ihm und seiner Frau, als sie ihre angeblichen Ansprüche stets aufs neue geltend machten, der Eintritt ins Ministerium verweigert. Seitdem legte Frau Dzewski große Umtriebe an den Tag. Den Schuß gab sie heute auf den ersten Ministerwagen ab, den sie hätte abgeben können. Der Revolver enthielt nur eine Patrone. Die Verhaftete verweigert weitere Auskunft, die sie nur in Gegenwart ihres Verteidigers geben will.

Wenn Dzewski verschiedentlich vom Ministerium des Auswärtigen Geld erhalten hat, sich jedoch größere Ansprüche zu stellen berechtigt glaubte, so mußte er ein Agent des Ministeriums gewesen sein.

Daß es sich in der That um irgendwelche Agentendienste des Minister oder der Madame Dzewska handelt, geht aus der weiteren Meldung hervor:

Frau Dzewska hat, bevor sie zur Verübung ihrer That schritt, an den Minister Delcassé Drohbriefe gerichtet. Sie behauptet, daß das Ministerium des Auswärtigen ihr erhebliche Summen schuldig für Schutzgelder, welche sie ihm geliefert und für Dienste, welche sie nach ihrer Behauptung Frankreich erwiesen habe.

**Italien.** Streifende Priester. Eine große Anzahl Geistlicher der Diözese Pavia folgte eine Verammlung abgehalten haben, um angeheftete des erdrückenden Mißganges der Einkünfte, der die geistliche Ausbildung des Priesteramtes gefährdet, einen Streik zu beschließen, welcher eintreten soll, wenn das Einkommen nicht wieder auf die frühere Höhe gebracht wird. Als die hauptsächlichsten Streitmittelpunkte nennt die Nazionale die Exproprieren von St. Michael und St. Carmine in Pavia.

**Spanien.** Einem umfangreichen Zigarrenschmuggel ist die spanische Regierung auf der Dampferlinie Bilbao-Unterwerpen auf die Spur gekommen. Die Angehörigen der Dampferlinie Goderill haben seit Monaten Waren in Spanien eingeschmuggelt. Die Zollintendanz hat sich auf Hunderttausende belaufen. Die Dampfergesellschaft verweigert die geforderte Einfuhrabgabenzahlung.

**Türkei.** Die West. In Ghios, Hauptstadt der gleichnamigen Insel, sind zwei Befreiungskämpfer vorgekommen, von denen eine tödlich verlaufen ist.

**Affien.** Rußland und Japan in Korea. Die Times melden aus Seoul: Fast alle kritischen Punkte, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sind jetzt gerodet, die Verhältnisse werden wieder normal. Die Japaner behaupten voll ihre Stellung, sie überwiegen vorzüglich und unablässig ihre Bewegung Rußlands, namentlich an der koreanischen Grenze. Die Zahl der in Korea sich befindlichen Japaner nimmt ständig zu. Rußland erkennt die Macht Japans an und ist eifrig bemüht, Japan verhältnismäßig zu stimmen, indem es der japanischen Gesundheitskraft die Bewegung der russischen Truppen in der Mandchurien mitteilt, namentlich, wenn dabei die koreanische Grenze in Frage kommt. Die Wajampho-Frage ist noch in der Schwebe. Japan hat daselbst innerhalb des Gebietes des Vertragsabens eine Konzeption erhalten, genau so groß, wie die russische Konzeption und auch mit sich übereinstimmend längs der Küste. Jeder von Rußland verlangte Vorteil wird ausgeglichen durch einen von Japan erworbenen entsprechenden Vorteil. Frankreich entwickelt eine lebhafte Tätigkeit, seine Kriegsschiffe sind oft in Sicht.

**China.** Um das Risiko des deutschen Schlags gegen China etwas zu vermindern und die feindlichen gütlich lautenden Nachrichten aus China abzuwaschen, heißt der Köln. Zeitung, ebenfalls auf Grund von offiziellen Mitteilungen, daß der letzte Nachrichten aus China zufolge fast alle dem endgültigen Abschlüsse des Friedenswerkes sich bisher entgegenstellenden Schwierigkeiten behoben seien. Die weitestgehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen den einzelnen Regierungen seien heute ausgeglichen, alle Meinungen von neuen Widerstandslustigen des Hofes und Sammlung eines großen Heeres durch Aufmarsch seien falsch. Für die Missionare sei die

neue Periode allerdings nicht unbedingt sicher als früher bei Annäherung europäischer Truppen; indessen hätten sorgfältige Erkundigungen ergeben, daß in der Frage kommenden Gegenden die Wirkungen des europäischen Feldzuges noch derzeit nachspürbar wären, um einen Ausbruch des chinesischen Fanatismus zu verhindern.

**Vom Streik in Südafrika.** Es befaßt sich, daß Lord Knicker 50 000 Mann Manufaktur gefordert hat, um die 7000 Mann Truppen, die er nach England zurücksenden will, zu ersetzen.

Aus Widdelburg wird gemeldet: Die Kolone des Generals Blood ist Montag nach langem Marsche durch das hohe Gras hier eingetroffen, nachdem sie das Gebiet zwischen Amherdham und Welzel gekäubert hatte. General Beaton ist ebenfalls hier eingetroffen, um sich und die Kolone Bulkeley zu verproviantieren.

Im englischen Unterhause erklärte am Montag Brodrick, Lord Knicker habe den Bureauführer seine Mitteilung betreffs der Entlassung von englischen Beamten durch Buren zu gehen lassen. Ein solcher Schritt würde resultatlos bleiben, weil die Bureauführer auf ihre Untergebenen nicht die geringste Kontrolle ausüben.

### Politisches und Gerichtliches.

**8. In 2 Wochen Gefängnis** wurde der verantwortliche Redakteur der Sächsischen Arbeiter-Zeitung, Genosse Reizner, verurteilt. Er sollte einen Schuldbrief beleidigt haben durch die Behauptung, daß dieselbe den **Schuldbrief** begünstigt habe. In Wirklichkeit hat jedoch der Direktor den Hausmann nur im Scherz angefaßt und geschickt haben.

### Parteinaufrichten.

**Parteipresse.** Für die Parteigenossen des oberen sächsischen Abgeordnetens und des Vorstandes ergaben sich seit Jahren mangelnde Differenzen aus der Haltung, daß neben dem in Anklam erscheinenden, in Parteipresse bezeichneten Sächsischen Volksblatt auch in Jankowitz ein Parteiblatt erschien, das von Genossen Hans Münzel redigiert wurde und diesem auch gehörte. Genosse Münzel ist nun vor einiger Zeit gestorben und seine Erben haben das Blatt jetzt zu einem parteilosen Verlage umgewandelt. Daraus ergibt sich nun ganz von selbst, daß auch für die Parteigenossen des oberen Vorstandes nur noch das Sächsische Volksblatt in Anklam als Parteiblatt in Frage kommt.

**Sozialdemokratischen Schulvorstehern** hat die Regierung in Guben abermals die Befähigung verweigert. Nachdem in Guben die Schulvorstehern, gewählten Genossen Wilsch und Wilsch, die Befähigung verweigert worden und dagegen auch der Kultusminister vorgewiesen worden war, wurden im März d. J. abermals zwei Genossen, Stabe und Kote zu Schulvorstehern gewählt und auch diesen ist die Befähigung verweigert worden. Ebenso merkwürdig wie bei den nicht befähigten Genossen Wilsch ist auch bei Stabe der Umstand, daß er schon 18 Jahre lang Schulvorsteher gewesen ist und daß ihm selbst der Vorstehende des Schulvorstandes, der Pastor Kreutzer, unter Zustimmung aller Anwesenden den Dank des Schulvorstandes für seine selbstlose Tätigkeit ausdrückte. Dazu kommt, daß Stabe, wie in der Verabreichung mitgeteilt ist, ein Christ ist und die Kirche heuchelt. Auch drei seiner Söhne sind Lehrer. Man fragt sich unter diesen Umständen vergebens, welche tatsächlichen Gründe es für die Nichtbefähigung vorhanden sein sollen.

**Die Ausschließung der Hamburger Affordmurer,** die von den Parteigenossen in Hamburg und Wandersbeck beantragt worden war, ist von dem dazu eingeleitet gewesenen Schiedsgericht einstimmig abgelehnt worden. Die hier Nachrichten liegen uns noch nicht vor.

### Gewerkschaftliches.

**Der Streik der Weber in Cunevalde** ist nach achtzehnwöchentlicher Dauer nunmehr bei allen Fabrikanten beendet. Am letzten Sonntag hatten noch einmal Verhandlungen zwischen den Fabrikanten und der Streikleitung stattgefunden, die durch die Vermittlung des Herrn Franke, Vertreter der Leipziger Großfirma Deslauer u. Jofelsohn, zu einer Einigung der Parteien führten. Die Bedingungen, unter welchen die Arbeit wieder aufgenommen wird, sind für die Arbeiter nicht ganz so günstig wie diejenigen, die bei der letzten Kalauch in Köllitz erreicht worden sind. Die Wiederaufnahme der Arbeit erfolgt erst nach und nach, da nach achtzehnwöchentlichem Stillstande der Betrieb aus technischen Gründen nicht in vollem Umfange aufgenommen werden kann. Gaben die Arbeiter also nicht jede Verschlechterung ihrer Lage abzuwehren können, so ist doch das Schlimmste in einem

heilensmäßigen Kampfe abgemeldet worden. Die Weber der Kalauch haben sich durch die geschlossenen und soliden Verhältnisse der Verbindung für den ganzen organisierten Arbeiterstand erwiesen.

**Christliche Bergarbeiter genossenschaft.** Wieder wird ein Fall bekannt, welcher zeigt, daß den Unternehmern jede Art gewerkschaftlicher Tätigkeit ein Dorn im Auge ist, mag die selbe nun im Sinne der modernen Arbeiterbewegung oder auf christlicher Grundlage ausgeübt werden.

Bei der Arbeitergenossenschaft Maximilianshöhe in Rosenberga (Bertha) sind 7 Bergleute gemeldet worden, weil sie dem Gewerkschaftsverein christlicher Bergleute angehören und für diesen geworben haben. Gleich bei Gründung der Arbeitergenossenschaft des Gewerkschafts, so teilt die Neue Baur. Ztg. mit, wurde der Einberuf der Verammlung, ein Bergarbeiter, genossenschaftlich und bei der Verabreichung der Bericht gemacht, die Organisation zu verhindern. Dies ist nicht gelungen. Die Organisation war nicht aufzuhalten und der Gewerkschaftsverein zählt zur Zeit rund 400 Berg- und Hüttenarbeiter. Wird nun in der Zeit nächsten Monats ein neuer Versuch gemacht, den Gewerkschaftsverein zu vernichten. Die Leute werden deshalb von der neuen Genossenschaft die über 40 Prozent Dividende besteht, auf die Strafe angewiesen. Dieses Vorhaben ist um so empörender, als es sich um Leute handelt, die Familienväter und viele Jahre im Gefängnis sind. Einer davon 21 Jahre, ein anderer 19 Jahre. Bei einem anderen Bergarbeiter auf Grube Karolina, wurde die Kündigung zurückgenommen, da seine Kollegen auf Veranlassung ihres Austritt aus dem Gewerkschaftsverein erklärten. Die Erzeugung der Bergleute ist groß. Es wird wahrscheinlich zu einem Streik kommen.

Der Fall bei der Maximilianshöhe ist noch um deswillen interessant, weil sehr hohe barische Persönlichkeiten zu den Aktionären dieses schmerzhaften Unternehmens zählen. Zu den Aufsichtsräten gehören die in Mühlberg wohnenden Reichsrat Ritter Hugo v. Maritz, Ober Maschineningenieur Franz Kramer und Bankdirektor Dr. Keller (Euld. Baden-Kreisstadt).

**Die Böhmer Leizpiz** befinden sich in einer Lohnbewegung. Circa 40 Gehilfen, denen die geforderten Forderungen nicht bewilligt wurden, haben am Montag früh die Arbeit eingestellt.

### Ausland.

**Amerika.** Ein Verband der Metallarbeiter der Vereinigten Staaten von Amerika schreibt die Deutsche Metallar. Ztg. — scheint die eventuelle Folge der Gründung des Nientanzstrahls in Nordamerika zu sein. Nach einem Bericht des französischen Konsuls in Chicago, der in der zuletzt erschienenen Nummer des Bulletin de l'office du travail (Zeitschrift des französischen Arbeitsamtes, unter Sozialpolitischen Rundschau erscheinend) mitgeteilt ist, sollte am 1. Juli ein Kongress der Metallarbeiter aller Brander stattfinden, um die Grundlagen zu einer Federation aller Metallarbeiter zu schaffen. Als der Bericht abgefaßt wurde, haben die Delegierten des Kongresses angefragt der internationale Verband der Metallarbeiter (50 000 Mitglieder), die Genossenschaft der Handwerker (10 000 Mitglieder) und die Schmiedeweiter und Schweißweiter (40 000 Mitglieder), die Arbeiter in den elektrischen Industrien, die Blechplattenweber, die Blechweber, die Metallpolierer, Schmeide- und Modellweber. Ohne ihre Organisation aufzugeben, wollen sie einen engeren Aneinanderanschluß derselben herbeiführen.

**Am amerikanischen Stahlarbeiterfreit** wird aus New York telegraphiert:

Der Streik verwarf das Ultimatum der streikenden Stahlarbeiter. Die Zahl der Streikenden beträgt ca. 100 000. Der Kernpunkt der Differenzen ist die Belagerung des Truiss, mit dem Arbeiterbund hat mit Einzelarbeitern zu verhandeln. Der Arbeiterbund ist eine sehr junge Organisation, welche eine weitere Ausbreitung des Streiks veranlassen würde.

### Briefkasten der Redaktion.

**H. S., Merzbura.** Gemüßig ist es. Wir vermuten nur, daß die merkwürdige Gefängnisstrafe von vornherein in eine sechsmonatige Justizstrafe umgewandelt worden ist, der Betreffende also das Justizhaus nicht verlassen wird, ehe er nicht seine ganze Strafe verbüßt hat.

**H. J., Bamberg** liegt im Bezirk Oberfranken. Die Antwort zu geben, daß reich der Name unseres Blattes nicht aus. Wir geben Ihnen den guten Rat, Mitglied des Sozialdemokratischen Vereins zu werden, dann werden Sie die reichhaltige Bibliothek des Vereins benutzen können und Aufschluß über die Ihnen zweifelhaften Punkte erhalten.

**H. J., Giebichenstein.** Ohne die Statuten und das Streitregramm der betr. Organisation zu kennen, können wir die gestellte Frage nicht beantworten.

Die heutige Nummer umfasst 8 Seiten.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Täunig in Halle.

## Grosser

# Inventur-fusverkauf.

<p>Einem Posten <b>Waschkleiderstoffe</b> in vielseitiger Musterauswahl das Meter <b>18 Pf.</b></p>	<p>Einem Posten <b>Fantasie-Kleiderstoffe</b> solide Qualitäten das Meter <b>35, 50 und 75 Pf.</b></p>	<p>Einem Posten <b>Damen-Unterröcke</b> aus guten Juponstoffen das Stück <b>1, 1.25, 1.50 Mk.</b></p>	<p>Einem Posten <b>Wasch-Kinderkleider,</b> kleidsame geschmackvolle Façons, das Stück <b>50 und 75 Pf.</b></p>
<p>Einem Posten <b>Damen-Waschkleider</b> chic garniert das Stück <b>Mk. 2.50.</b></p>	<p>Einem Posten <b>Damen-Waschblusen</b> in grosser Musterauswahl das Stück <b>50 Pf. und 1.25 Mk.</b></p>	<p>Einem Posten <b>wollene u. seidene</b> <b>Damen-Blusen</b> (grosser Gelegenheitskauf) das Stück <b>3 und 3.50 Mk.</b></p>	<p>Einem Posten <b>Damen-Mullblusen</b> mit Spitzen-Einsatz reich garniert das Stück <b>2.75 Mk.</b></p>
<p>Einem Posten <b>Tändel-Schürzen</b> in eleganter Ausführung das Stück <b>25 und 35 Pf.</b></p>	<p>Einem Posten <b>Sonnen-Schirme</b> statt 3 bis 5 Mk. jetzt das Stück <b>1.25-2 Mk.</b></p>	<p>Einem Posten elegante <b>Damen-Gürtel</b> statt 1 und 1.50 Mk. jetzt das Stück <b>25 und 50 Pf.</b></p>	<p>Einem Posten Herren- und Damen- <b>Wäsche</b> und Weiswasser jeglicher Art zu ausserordentl. billigen Preisen.</p>

## Geschäftshaus

# J. LEWIN

### Halle a. S., Marktplatz 2 u. 3.

# Apollo-Theater.

Direktion: Fr. Wöhle.

## Sommer-Variété.

**Neuer Spielplan!**  
 — Maestas O'Connor, Konditier.  
 — Margarete Fantaska, Zaubrette.  
 — Emil Wagner, Humorist. — Hochberg-Duo. — Willy Cortum, Zoubretten-Imitator. — Elvira, Oceana und Max, röm. Ringe und Trupe.  
 — Crawford-Truppe, altobst. Virtuosi.

**Der Trompeter aus Nieleben,**  
 Komisches Ensemble.

Anfang 8 Uhr. Ende gegen 11 Uhr.

Donnerstag  
**Schlachtefest.**  
 Franz Hant  
 Mannichselstraße 11.

Donnerst. Schlachtefest  
 Bernh. Sonntag,  
 Gerrenstr. 11.

**Abbruch Glauchnerstr. 2**  
 ist wegen Klümmung Brennholz (gute Balken) in Fuhren und einzeln billig zu verkaufen. Verkauf auch Sonntags bis 9 Uhr.

**Ueber Nacht**  
 trocknet die Fußboden-Farbe  
 à Pfd. 50 Pf., allein zu haben  
**6 Gr. Ulrichstr. 6. F. A. Patz.**

Schutt u. Aiche kann unentg. abgeladen werden  
 S. Trotha, Petersbergstr. 4.

**Zentral-Franken- und Sterbekasse der Tischler u. a. gewerbl. Arbeiter. Filiale Giebichenstein.**  
 Donnerstag den 18. Juli abends 8 1/2 Uhr im Restaurant Schmuckers Höhe

**Mitglieder-Versammlung.**  
 Tagesordnung: 1. Abrechnung vom 2. Quartal. 2. Verschiedenes.  
 Die Ortsverwaltung.

**Zoologischer Garten, Halle.**  
 Entree 50 Pf. Kinder 30 Pf.

Donnerstag den 18. Juli nachm. 4 Uhr  
**Konzert.**

**Zeitzer Bade- u. Massage-Anstalt**  
 Pestalozzistraße. **Gustav Scholz.** Pestalozzistraße.  
 Geöffnet von früh 7 Uhr bis abends 8 Uhr.

Diese

# Woche

kommen in meinem Saison-

# Ausverkauf

schwarze  
 farbige

# Kleiderstoffe

spottbillig zum Verkauf.

# M. Schneider,

Streng reelle Bedienung.

Leipzigerstrasse 94.

## Zeitz.

### Pfänder-Auktion.

Mitte August kommen die Oktober, November, Dezember 1900 verpfändeten aber nicht rechtzeitig eingelösten Pfänder von Nr. 3581 bis 3842 Litras F zur öffentlichen Versteigerung. Der Versteigerer kann innerhalb 14 Tagen im Pfandleiher, später bei der Polizeibehörde erhoben werden. Das Erneuern der Pfänder findet nur bis zum 10. August statt. Für spätere Erneuerungen ist die volle Auktionsgebühr zu zahlen.

**Frau Voltzsch,**  
 Ritterstr. 17.

### Kretzschau.

Sonntag den **Enten-Anstegeln.**  
 21. Juli  
**Freischer Kirchschützen.**  
 Es ladet ergeb. ein **Franz Nucke.**

## Möbel-Haus

**Friedrich Peileke,**  
 Teleph. 2450. Teleph. 2450.

**Geißstr. Nr. 25,**  
 empfiehlt sein stets großes Lager  
 neuer u. gebrauchter

# Möbel

jeder Art, sowie stets Gelegenheitskäufe  
**ganzer Ausstattungen**  
 zu billigen Preisen.  
**Neueste Bedienung!**  
 Transport frei Haus und Bahn.

Auch werden alte Möbel mit in Zahlung genommen.

## Umsonst

Wird die **amerikanische Gartenzeitung** im Restaurant „Zum Fläster“, Alte Promenade, nur drei Tage gestimmt. Auch werden noch andere Arten Zithern gestimmt. Der Vertreter der Firma **Fischer.**

## Kinderwagen,

Leiterwagen, Reisekörbe  
 kauft man in gr. Auswahl billigst bei  
**H. Hedorako, Burgstraße 65.**

## Konsumverein für Halle-Giebichenstein und Umgegend. G. G. m. b. H.

Zu dem Neubau des Vereins in der Körnerstraße sind die **Maurer- und Zimmerer-Arbeiten** zu vergeben. Die Bedingungen, Zeichnungen u. hierzu liegen zur Einsichtnahme im Kontor Giebichenstraße 25 Freitag den 19. Sonntag den 20. d. Mts. nachmittags 2-7 Uhr und Sonntag den 21. d. Mts. vormittags von 8-12 Uhr aus. Leistungsfähige Meistbieten wollen ihre verichloffenen Offerten bis **Freitag den 26. Juli** abends 7 Uhr im Kontor einreichen, wobei selbst am genannten Tage abends 4 1/2 Uhr die Öffnung derselben stattfindet, die Zuschlags-Erteilung aber vorbehalten bleibt.  
 Die Verwaltung.

## Neue saure Gurken Kirschen u. Gurken

à Schock 1.70 M.  
**Carl Lange**  
 St. Ulrichstraße 26.

# Special-Preise

für

## Glas und Holzwaaren.



Wassergläser la. weiß	3 Pfg.
Salzgefäße doppelt	3 "
Glasteller große	3 "
Compotieren	14, 9, 6 und 2 "
Zuckerschalen auf Fuß	12 u. 5 "
Honigdosen große	15 "
Citronenpressen	14 "
Butterdosen mit Deckel	22 "
Bierkrüge große	17 "
Weingläser "	9 "
Weingläser gemustert	12 "

Schinkenteller	12, 8 und 6 Pfg.
Schneidebretter	24, 20, 16, 14 u. 8 "
Löffel	9, 7, 5 und 3 "
Quirle	28, 25, 18 und 2 "
Messerputzer	22 und 15 "
Fleischklopfer	35, 22 und 16 "
Nudelrollen mit pol. Griff	32 u. 22 "
Blechezugrahmen	62 und 38 "
Putzkasten	45 und 23 "
Topfdeckelhalter	35 und 20 "
Handtuchleisten	45 und 27 "
Eierschränke	82, 45 und 35 "
Gewürztagere mit 6 Zündgen	62 "
Waschbretter	82, 62 und 45 "
Wäscheklammern	60 Stück 9 "

<b>Biergläser</b> genicht	3/10	1/4 Qtr.	mit Goldrand	3/10	1/10 Qtr.
	9	7 Pfg.		8	7 Pfg.
<b>Glasschalen</b> fein Olivenölgliff	48 u.		<b>Glasteller</b> Olivenölgliff	20 Pfg.	
<b>Einmachegläser</b>	ca. 5 Qtr.	4 Qtr.	3 Qtr.	2 Qtr.	1 Qtr.
	45	35	28	15	11
					7 5 Pfg.
<b>Einmachetöpfe</b>	ca. 14 Qtr.	11 Qtr.	8 Qtr.	6 Qtr.	4 Qtr.
	125	85	65	45	35
					24 12 Pfg.

**Diese Preise gelten nur so lange der Vorrath reicht!**

Verlag und für die Inserate verantwortlich: August Groß. — Druck der Halle'schen Genossenschafts-Buchdruckerei (G. G. m. b. H.) Halle a. S.





# Zur Unterhaltung und Belehrung.

## Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1901

Donnerstag, 18. Juli

Nr. 29

### Unter den Hungrigen.

Roman von John Law.  
Aus dem Englischen von F. Cassirer.

#### VII.

Die Zeit schritt vor. Die Jubiläums-Festlichkeiten hatten ihren Höhepunkt erreicht. Im Osten von London gab es Jubiläums-Heringe, Jubiläums-Bier und Jubiläums-Budermüße. Auch dort veranstaltete man allerlei Feste und Vergnügungen zu Ehren ihrer allergnädigsten Majestät, die man in Whitechapel die „Alte Dame“ nennt.

„Auch wir müssen das Jubiläum feiern,“ sagte eines Sonntags vormittags Mr. Meel, als er auf der Kanzel stand. „Wir wollen einen Ausflug nach Reigate machen, wir, das heißt diejenigen von uns, die dafür fünf Schillinge ausgeben können.“

So kam es, daß sich am nächsten Sonnabend nachmittag gegen fünfzig Methodisten auf dem Bahnsteig des Bahnhofes an der Londoner Brücke versammelten, wo Mr. Meel und Mr. Stry bereits warteten, um sie zu begrüßen.

„Zu mir alle Kinderchens,“ rief Mr. Meel in vergnügter Stimmung, „denn ich bin Familienvater. Nur immer herein spaziert, immer herein. Mütter mit ihren Babies zu mir, die jungen Damen zu Mr. Stry, die jungen Leute, wo sie Platz finden.“ Mr. Meel war zum zweitenmal verheiratet.

„Gähte nicht diese große Sorge auf mir gelegen,“ pflegte er zu sagen, indem er auf das Bild seiner ersten Frau zeigte, „dann könnte ich auch nicht dieses große Vergnügen gehabt haben“ und deutete auf seine zweite Frau, eine lebhaft junge Frau, die ihn mit einer großen Nachkommenschaft beschenkt hatte.

Mr. Stry war ein Junggeselle, der seinen Beruf im Leben verfehlt hatte. Er hätte lieber Mönch und kein Methodist werden sollen. Wäre er vor hundert Jahren oder noch früher zur Welt gekommen in einer Zeit, zu der man die Anhänger Mr. Wesleys, die heutigen Methodisten, in Leichen untertauchte und ihrer Ueberzeugung wegen freimigte, zu der Frauen in Kränze und Männer zu Boden stießen, wenn sie die mahnende Stimme eines methodistischen Geistlichen hörten, er wäre an seinem Platze gewesen; aber in unsere Tage des schwanfenden Glaubens und der Jubiläums-Festlichkeiten paßte er nicht mehr hinein. Der böse Ausdruck, der in seinem Gesichte lag, war den Müttern seiner Gemeinde willkommen, am ihre unartigen Kinder zu beruhigen. „Wenn Du nicht gleich artig bist, werde ich es Mr. Stry sagen,“ und die Kleinen, welche wohl glauben machten, daß er sie in den „feurigen Höllenpfuhl“, der in seinen Religionsstunden, in seinen Predigten und Gebeten eine so große Rolle spielte, werfen würde, waren dann gehorsam und artig.

Unsere Methodisten waren glücklich in Reigate angelangt und als sie durch die Stadt zogen, riefen die Einwohner: „Ah, schon wieder eine Jubiläumsgesellschaft!“ Es war endlich Sommer geworden, und ganz unvermittelt war der Sommer auf den Winter gefolgt, ohne daß wie sonst der Frühling die Uebergangszeit gebildet hätte. Die Vögel waren in ihrem Nestbau noch weit zurück und geschäftig flogen sie umher, in den Hecken Federn und Moos suchend. Ein kühles Lüftchen wehte über den Rasen, und weiße Wolken segelten am blauen Himmel. Es war in der That das schönste „Königin“-Wetter, wie die Methodisten sagten, als sie unter dem Schatten großer Almen am Abhange eines bewaldeten Hügelns Rast machten und einen Jubel einnahmen.

Nach dem Jubel vereinigte sich ein Teil der Gesellschaft zum Cricketspiel. Mr. Meel setzte sich zu den Müttern mit ihren Kindern; Mr. Stry wanderte einjam seiner Wege und

vertrieb sich die Zeit mit dem Lesen einer Erbauungsschrift; ein jeder suchte sich auf eigene Faust, ganz nach seinem Geschmack, zu vergnügen. Und so kam es, daß Polly Edwin auf einem benachbarten Felde wilde Rosen suchte; aber nicht allein, sondern ein gottesfürchtiger Jüngling, William Ford mit Namen, hielt die Gelegenheit für günstig, seiner Schülerin einmal eine Stunde im Freien zu erteilen.

„Sie erinnern uns an die Frauen in der Bibel,“ sagte er, indem er ein paar wilde Rosen in sein Knopfloch steckte und dabei schwärmerisch auf Polly sah. „Frauen die mit einem milden und ruhigen Geiste geschmückt sind.“

„Ja,“ bestätigte Polly.

„Diese hier sieht Ihnen ähnlich,“ fuhr er fort und schnitt dabei eine kleine, weiß und rot gefärbte Knospe mit seinem großen Taschmesser ab. „Sie ist schön und bescheiden.“

Polly errödete.

„Wie sieht der Mann aus?“ fragte er plötzlich.

„Welcher Mann?“

„Nun, der Mann, welchen Sie heiraten sollen? Hat er jetzt Arbeit gefunden?“

Polly schüttelte den Kopf.

„Wem sieht er ähnlich?“

„Das kann ich nicht sagen,“ erwiderte Polly. „Darüber habe ich noch nie nachgedacht.“

„Sieht er mir ähnlich?“

„O nein.“

„Nun, wem sieht er denn ähnlich?“

„Niemandem, so weit ich denken kann,“ brachte das Mädchen stotzend hervor, indem sie dabei ihren Blick ins Weite richtete und an Jos dachte.

„Ich habe über das, was Sie mir in unserer letzten Stunde sagten, viel nachgedacht,“ sagte der Klassenleiter während einer Pause, in der Polly Blumen pflückte. „Ich habe mich viel in meinen Gedanken und Gebeten mit Ihrem Fall beschäftigt. Ich muß sehr fürchten, jemand, der am heiligen Sabbat nach dem Viktoria-Park geht, um dort seinen Vergnügungen zu fröhnen, kann kaum noch bekehrt werden. Wissen Sie es denn genau, daß er der Gnade teilhaftig ist?“

Polly hörte auf, Blumen zu pflücken. Ihrem Lehrer ins Auge sehend, erwiderte sie ihm: „Er gehört ja zur „Kirche.““

„Die Bibel sagt uns, daß nur Gleich und Gleich zusammengehen sollen. Es liegt mir fern, behaupten zu wollen, daß Leute, die zur „Kirche“ gehören, nicht der Gnade teilhaftig werden könnten, vorausgesetzt, daß sie eines richtigen, tugendhaften Wandels beflissen sind, aber ich meine, man sollte doch in der Wahl dessen, den man heiraten will, recht vorsichtig sein.“

Polly antwortete nicht.

„Hat er denn schon einmal mit Ihnen von seinem Glauben gesprochen?“ fragte der gottesfürchtige Jüngling.

„Nein!“ erwiderte Polly. „Er ist sehr ruhig. Jos spricht nicht viel.“

„Es ist eine ernste Sache um eine Heirat,“ nahm der Klassenleiter wieder das Wort, „eine Sache, die man nicht reiflich genug überlegen kann. Ich will hoffen, Mrs. Edwin, Sie richten Ihr Gebet zu Gott empor, auf daß er Sie erleuchte und Sie den rechten Weg finden lasse. Vielleicht will Ihnen Gott viel Trübsal dadurch ersparen, daß er diesen Mann keine Arbeit finden läßt.“ Die letzten Worte machten auf Polly großen Eindruck.

„Wir wollen hier ein wenig ruhen,“ schlug Mr. Ford vor. Unter einer Hecke ließen sie sich nieder und beobachteten den Unterraum der Sonne, derselben Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint, über Türken, Ungläubige und Ketzer so gut wie über Methodisten.

Polly nahm ihren Hut ab und strich ihr schönes Haar auf der Stirn glatt. Ihr Lehrer lag zu ihren Füßen und warf einen verstoßenen Blick voller Bewunderung zu ihr empor,

als sie die Blumen aus ihrem Schoß fallen ließ und sich bückte, um sie wieder aufzuheben. Dann sah er auf die untergehende Sonne und versiel in nachdenkliches Schweigen.

Und auch das Mädchen träumte. Sie sah ihre Hochzeit in der Methodistenskapelle. Mr. Meel hielt einen Trauring in der Hand und Mr. Stry las die üblichen Hochzeitsgebete. Aber nicht Jos war der Bräutigam, sondern ihr Klassenleiter. Die ganze Gemeinde war anwesend und sie bildete das Ziel ihrer Aufmerksamkeit. Zum Teil wurde sie bewundert, zum Teil auch beneidet, alle waren aber darin einig, daß die junge Frau „eine Stellung“ haben würde, denn in dem kleinen Kreise, in dem sich Pollys Leben abspielte, war der Klassenleiter eine wohlbekannte Persönlichkeit. Man kannte ihn als einen frommen jungen Mann, der in der „Münze“ arbeitete und sein geregeltcs Einkommen hatte.

In diesem kleinen Kreise kannte aber niemand Jos. Als er im Hause ihrer Mutter erschien — damals war er ein hübscher junger Zimmermann, der zwei gefüllte Koffer mit sich brachte —, sprach Polly nur mit ihren intimsten Freunden von ihm. Nach ihrer Verlobung ließ sie durchblicken, daß sie in Hackney ein kleines Haus mieten wollten, in das der Fleischer regelmäßig seine Besuche machen sollte. Und alles, was sie jetzt ihren Bekannten von Jos erzählen konnte, war, daß „er außer Arbeit war“. Infolgedessen sprach Polly zu ihren Freunden nicht mehr von Jos, und auch ihre Mutter wollte von der Verlobung nichts wissen. Mrs. Elwin hatte überhaupt Jos niemals leiden mögen, und nur mit vielem Kopfschütteln hatte sie ihre Einwilligung zur Verlobung gegeben. Sie meinte, Jos gehöre nicht zu den Gatten, wie sie sich der „vielbeklagte, selige Mr. Elwin“ für seine Tochter gewünscht hätte. Noch vor kurzem — und Polly mußte oft daran denken — wußte sie auf den jungen Zimmermann kein einziges gutes Wort zu sagen; sie verstand es nicht, wie ein Mann in seiner Lage „es wagen könnte, um sie anzuhalten“.

Hinter den Hügeln in der Ferne verschwand die Sonne, und kein roter Schimmer blieb am Horizont zurück. Ein trauriges Grün umzog den Himmel. Das Zwitschern der Vögel verstummte. An Stelle des kühlen Lüftchens war ein kalter Wind getreten. Polly erhob sich, und William Ford folgte langsam ihrem Beispiel.

„Das Beste wäre wohl, wir sehen, was die anderen machen,“ meinte Polly.

Sie gingen zu der Stelle zurück, an der sie Raft gemacht hatten, und mit Ausnahme von Mr. Stry, den die Gesellschaft seines frommen Buches immer noch festhielt, fanden sie dort unter den Ulmen die ganze Gesellschaft beisammen.

„Sie kommen gerade noch zu rechter Zeit,“ rief ihnen Mr. Meel entgegen. „Wir wollen eben eine Kußsalbe“ abfeuern.“

Durch einen seltsamen Zufall kam bei diesem Kußspiel Ford neben das schöne Methodistinmädchen zu stehen. Und noch seltsamer; als seine dicken Lippen Pollys Wangen berührten, fühlte das Mädchen, wie ein Schaudern ihren ganzen Körper durchzuckte; sie hatte das Verlangen, mit ihrem Taschentuch den Kuß hinwegzuwischen.

„Und noch eine Salbe zu Ehren der Königin Viktoria,“ rief Mr. Meel. Und abermals berührten dieselben dicken Lippen Pollys rosige Wangen. Warum machten ihres Klassenleiters wulstige Lippen ihren ganzen Körper beben? Erst noch vor einer halben Stunde hatte sie sich als sein Weib vorgestellt, und jetzt, sonderbar genug, fürchtete sie sich vor ihm und ihre Gedanken wandten sich ausschließlich Jos zu. Sie lief zu den Frauen und Kindern, und auf dem Nachhausewege hat sie, in Mr. Meels Wagen Platz nehmen zu dürfen. Sobald der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, rief sie sich mit dem Taschentuche das Gesicht. Sie sah zum Fenster hinaus und als sie am Himmel die Sterne erblickte, fragte sie sich, was jetzt wohl Jos machen möge. Sie hatte ihn schon fast drei Wochen lang nicht gesehen, und sie mußte daran denken, daß, als sie das letzte Mal zusammen spazieren gingen, er sehr müde und abgespannt aussah und auf dem Nachhausewege nur mühsam einen Fuß vor den andern setzen konnte. Auf ihre Frage: „Jos, hast Du noch immer keine Arbeit gefunden?“ hatte sie die übliche Antwort erhalten und sie hatte nicht erst daran gedacht, ihm deswegen besondere Sympathien angedeihen zu lassen. Sie hatte es beinahe als eine persönliche Beleidigung empfunden, daß er so lange „außer Arbeit“ blieb und sie gab in ihren Gedanken ihrer Mutter recht, die sagte, Jos müßte faul sein. Als aber an diesem Abend der Himmel sich langsam aussternte und in ihrem Wagen jemand ein schwermütiges Lied anstimmte, da mußte sie an ihren Geliebten mit all der

Bärtlichkeit, deren ihr kleines Herz fähig war, denken, und ganz selbstlos nur mit seinem Glück beschäftigte sich ihr Inneres. Wo mochte er wohl jetzt sein? Was mochte er wohl jetzt anfangen?

„Ich wünschte, Onkel Cohn wäre auf dem Bahnhofe,“ sagte sie zu sich, „denn sonst würde mich ja William Ford nach Hause begleiten“.

Beim Abschiede hatte ihre Mutter zu ihr gesagt: „Wenn ich nicht selbst kommen kann, will ich Onkel Cohn schicken, Dich abzuholen, und als der Zug in den Bahnhof fuhr, strengte sie ihre Augen an, um Onkel Cohn zu erblicken. Sie trug förmliches Verlangen, seine lange Nase und sein lockiges, graues Haar wieder zu sehen, und als sie ihn endlich gefunden hatte, rief sie ihm zu:

„Ach, Onkel Cohn, ich fürchtete schon, Du würdest gar nicht kommen.“

Sie nahm sich kaum die Zeit, um sich von ihren Gefährten zu verabschieden. Onkel Cohns Arm ergreifend, beeilte sie sich, zum Bahnhofe hinaus zu kommen. Nur mit Widerstreben hatte Onkel Cohn eingewilligt, sie abzuholen. Er meinte, es würde Polly lieber sein, in der Gesellschaft eines jungen Mannes nach Hause zu gehen, als in der eines solch' alten Knastlers. Armer Onkel Cohn! Er hatte das Heiraten ein wenig zu lange hinausgeschoben, wie es ja auch schon vor ihm manch lustiger Junggeselle gethan hatte, und jetzt mußte er entdecken, daß die Tage, in denen er sich ein häusliches Glück hätte gründen können, für ihn für immer vorbei waren.

Er liebte Polly. Er sagte es ihr zwar nicht, denn er wußte recht gut, daß sie nur darüber gelacht haben würde, aber dessenungeachtet liebte er sie und hatte einen jeden jungen Mann, der einen Fuß in das Haus ihrer Mutter setzte, Er war fest davon überzeugt, daß die ganze Welt nicht mehr ihresgleichen hatte, kein Mädchen, das so schön war wie sie, das solch' prachtvolles Haar und so gute Zähne hatte und Augen wie sie — ja Augen, die die reinen Vergißmeinnicht waren. Ihr Vater war sein bester Freund gewesen. Er verstand es, mit ihrer Mutter auszukommen. Er liebte Polly mehr als jedes andere weibliche Wesen, das ihm bisher begegnet war, von dem Tage an, als er als Reisender für ein großes Geschäftshaus ins Leben trat, bis zu der Zeit, in der er sich als Freiseur und Zahntechniker in Whitechapel niedergelassen hatte. Sie war ganz anders als die Frauen, die bisweilen in seinen Laden kamen. Sie war eben sie selbst. Sie war keine kleine Polly, das kleine Mädchen, das als Kind auf seinen Knien gesessen und dem er Küsse gegeben.

„Onkel Cohn“, jagte Polly, indem sie sich mit ihrer weichen Wange an seinen Arm lehnte, „Onkel Cohn, ich bin recht unglücklich.“

Onkel Cohn war es so, als ob ihm etwas in der Kehle stecken blieb, denn es war schon sehr, sehr lange her, daß sie so zärtlich zu ihm gewesen.

„Nu, was ist denn los, Fräuleinchen?“ fragte er in heiterem Tone. „Was giebt's?“

„Ich möchte so gern wissen, wo Jos steckt und was er wohl heute treiben mag.“ (Fortf. f.)

## Bei der „Schmiere“ in Oestreich.

Von Bernh. Buchbinder.

(Aus dem Neuen Wiener Journal.)

„Sperre die Kassen ab, Alte, die Komödianten kommen.“ Die Anekdote dürfte von gestern datieren. Das Glend der Wanderkomödianten, die Witzachtung vor dem Stände ist dieselbe wie ehemals. Die Schmiere lebt, sie siecht fort. Eine Generation von Schmierentomödianten löst die andere ab. Es hat sich wenig verändert. Vielleicht, daß sie jetzt mitunter auf der Lokalbahnstrecke die vierte Wagenklasse benutzen, um weiter zu kommen. Ehemals ging es fürbaß weiter. Wird heute wohl auch meist der Fall sein. Dieselbe große Armut, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Menschen, die durchschnittlich ein Monatseinkommen von 25 bis 50 Kronen haben. Der Durchschnitt reguliert sich in guten Zeiten. Wenn das Geschäft schlecht geht, kommen auf den Einzelnen oft 25 bis 30 Heller für eine Vorstellung.

Man glaubt die Schmiere ausgestorben. Sie vegetiert wie ehemals. Man begegnet diesem Glend schon einige Meilen weg von Wien. Sie schlägt ihre Bude gewöhnlich abseits von der Bahnstation auf. Denn wo eine Station ist, spielen Wandertruppen, die nicht mehr zur Schmiere gezählt werden wollen. Und selbst die Schmiere bedeutet noch nicht den

**Bestand des Theaterspiels.** Die Truppen, welche aus fünf bis sechs Personen bestehen, gewöhnlich Mitglieder einer und derselben Familie, die mit dem geschriebenen Theaterzettel ihre Vorstellung ankündigen, deren Fundus die einzelnen Darsteller in Sacktücher gebunden mit sich tragen, die Schillers „Räuber“ so zusammenstreichen, daß sie sie leicht zur Darstellung bringen, die große Opern ohne Musik geben, in Schenken, kleinen Wirtshäusern und im Sommer auf drei Brettern spielen, die im Freien über Kisten oder Fässer gelegt werden — das ist nicht mehr die Schmiere. Man nennt eine solche Truppe „das Meerschweinchen“. Und auch diese leben noch. Auch dieses Dasein entflammt heute noch die Gemüter junger Menschen, begeistert sie, sich diesem unsagbaren Jammer zu widmen.

In Böhmen begegnet man auf jedem Dorfe dem Meerschweinchen. Deutsche und tschechische Wandertruppen suchen sich den Rang abzulaufen. Gegen achtzig deutsche Wandertruppen soll es gegenwärtig in Oesterreich geben. Dreißig bis vierzig davon sind Schmiere, etwa dreißig sind Meerschweinchen. In Böhmen allein halten sich ständig fünfzig solcher Truppen auf.

Die Schmiere spielt in der Regel, das Meerschweinchen immer auf Teilung. Das Verhältnis basiert auf vollständiger Gleichberechtigung. Der Direktor bezieht einer doppelten Teil. Einen als Darsteller, den zweiten für den Besitz der Konfession und für die Abnutzung des — Fundus. Der Fundus besteht aus einer sadenscheinigen Kourtime und schliffigen Lumpen, die man gewöhnlich in der Kourtime, zum Bündel gebunden, mit sich schleppt.

Verändert hat sich wenig bei den kleinen Wandertruppen. Sie jammern über die Neuerungen. Dazu zählt die Verpflichtung, für jedes tantiemenpflichtige Stück ein Autorenhonorar zu zahlen. Sie erklären das als die drückendste Belastung. Man wird darüber lachen, daß solche Truppen Auführungshonorare leisten müssen. Es schwankt von 66 Heller bis 2 Kronen für die Vorstellung, welche der Theateragent für den Autor eintreibt. Unlänglich der Erstaufführung eines Stückes müssen sie mit dem Honorar bis zu vier Kronen gehen. Das Buch ist separat mit drei Kronen zu bezahlen. Für solche arme Teufel eine große Last. Die Erklärung, wie der Wiener oder Berliner Agent diese Aufführungen kontrolliert, würde zu weit führen. Es entgeht ihm thatsächlich keine Aufführung und die Autorenhonore laufen pünktlich ein. Es giebt genug tantiemenfreie Stücke. Warum behelfen Sie sich nicht damit?

Einer von diesen Direktoren, der dieser Tage in Wien weilte, hat mir das erklärt. „Heutzutage ist das ein Glend“, sagte er. „In jedem Dorfe findet man die Wiener Zeitungen. Und, man sollte es nicht glauben, die Leute wissen, was an den Wiener Theatern gespielt wird. Sie verlangen die neuen Stücke. Geben wir sie nicht, geht uns keiner ins Theater. Auf Klaffier nehmen wir nicht ein, die alten Stücke kennen sie überhaupt. Neues wollen sie sehen. Bei Sperrispreisen von 50 bis 80 Heller stellen die Leute Ansprüche, wie in Wien. Nehmen Sie es nicht übel, aber die Dichter ruinieren uns.“

Ich fragte ihn, wie es denn jetzt damit stehe, daß man alte Stücke mit modernen, neuen Titeln verzieht?

„Das thut nur mehr die Meerschweinchen. Bessere Wandertruppen können sich das nicht erlauben. Es ist ein Unglück mit den Zeitungen. Die Menschen sind dadurch zu gebildet. Wenn man den Schwindel mit den Titeln macht und sie einem darauf kommen, ist es aus mit dem Geschäft, und das nächste Mal kriegt man nicht mehr vom Bürgermeister Spiel-erlaubnis.“

Wir haben im vorigen Jahre einmal — es war ein Unsinn — als letzte Vorstellung in einem Dorfe an der österreichisch-sächsischen Grenze zum Benefiz meiner Frau „Das große Hemd“ gegeben. Das Stück war nicht zu erzählen. Ich hatte also eine selten gegebene Resttrouche Woffe etwas modernisiert. Meine Frau gab die rote Salome, die immer ein großes Hemd trägt. Einer erkannte das Stück, sie machten uns einen Skandal, ich mußte die Hälfte des Eintrittsgeldes — beinahe 40 Kronen — zurückgeben und bekomme keine Spiel-erlaubnis mehr in diesem Dorfe. Ich werde das bedauern, so lange ich lebe. Es war meine beste Station. Nachträglich wollte mich noch der Agent wegen unberechtigter Aufführung verklagen, und ich mußte erst beweisen, daß ich eigentlich geschwindelt habe.“

Der Unterschied zwischen Schmiere und Meerschweinchen besteht darin, daß die erstere fast durchwegs mit Anfängern arbeitet, die sich mitunter als Talente entpuppen und rasch den Weg vorwärts finden. Der Komiker Treumann vom Karl-Theater, der sich jetzt zu einem ersten Komiker emporgeschoben, war — das sind noch nicht zehn Jahre her — bei einer Schmiere engagiert. Das Meerschweinchen besteht gewöhnlich aus solchen, die mit der Karriere abgeschlossen haben. Talentlose Menschen, Unglückliche, die mit einem körperlichen Gebrechen behaftet, zum Theater gingen. Herabgekommene, Trunkenbolde, die dann ihre Angehörigen, ohne Rücksicht auf die Befähigung, für die Schmiere erziehen. Jedes Kind, das

ihnen zuwächst, ist ein Segen. Es vergrößert die Truppe. Der Nachwuchs ist bei diesem Glend aufgezogen, fühlt sich bei diesem Vagabundenleben wohl, strebt nicht darüber hinaus. Es giebt welche, die 30 bis 40 Jahre mit einer Truppe wandern und die Großstadt noch nicht gesehen haben. Man feiert nie. Es geht von Dorf zu Dorf. Kein Abend darf verloren werden. An „Nubetagen“ werden Kostüme und Dekorationen geflickt, neue Stücke probiert, oder man nützt den freien Tag, um eine neue Station zu erlangen.

Kein Zwischenfall bringt die Darsteller aus dem Gleichmut. Sie sind Zwischenfälle gewöhnt. Das Publikum ebenfalls. Wir lachen schon, wenn man uns einen Zwischenfall erzählt, wie er sich täglich beim Meerschweinchen ereignet. Da gaben sie neulich in der Nähe von Neulengbach „Kabale und Liebe“. Der Präsident stand eben da und beschimpfte Luise. Der alte Miller schied sich zu seiner großen Rede an. Da kam ein Rieserkel von einem Schäferhund auf die Bühne und hinter ihm liefen kläffend zwei kleine Hunde. Der Präsident schlug mit seinem Stock nach dem großen Köter, der wollte nach ihm schnappen, Luise und die alte Millerin zogen sich beängstigt zurück. Ferdinand und der Musikus gaben den Hunden einen Fußtritt, daß sie heulend davonliefen, und man spielte weiter. Das Publikum blieb ruhig und zeigte sich durch diesen Zwischenfall nicht gestört. Es ist ja wirklich nichts natürlicher, als daß ein paar Hunde durch die Wirtshausküche auf die Bühne gelangen.

Das Leben bei der Schmiere ist nicht lustig. Ein Dasein angefrengter, ernster Arbeit. Jeden Tag Proben, jeden Tag verschiedene Rollen spielen und die Kostüme für jeden Abend in Ordnung bringen. Es giebt mitunter Direktoren, die sehr streng in Bezug auf Kostüme und Ausstattung sind. Sie wollen so gute Vorstellungen bieten, als ihre Verhältnisse es gestatten. Je anständiger ihre Vorstellungen sind, je eher haben sie die Anwartschaft, in Zukunft vor anderen Konkurrenten die Spiel-erlaubnis zu erhalten. Einzelne dieser Theaterpatrone sind Tyrannen. Sie nehmen keinen Anstand, einem störrigen Anfänger mit Prügel nachzuhelfen. Und die Prügel haben manchem gut gethan. Es sind schon patente Künstler auf die Art entstanden. Die Direktoren der Wandertruppen betrachten die jugendlichen Anfänger als dramatische Lehrbuben, die man beuteln muß, wenn etwas aus ihnen werden soll, und rangieren das zum Recht der häuslichen Züchtigung. Dabei halten sie gute Kameradschaft. Sie bilden eine Familie. Rollenweid giebt es nicht. Sie sind so fürchtbar angestrengt, daß sie froh sind, eine Rolle weniger spielen zu müssen.

Das Wandern, das gemeinsame Glend, der Umstand, daß man ihren Verkehr nicht sehr sucht, und sie meist auf sich angewiesen sind, macht, daß sie fest zu einander halten. Manches junge Talent vertümmert dabei. Sie fühlen sich in dieser Zusammengehörigkeit wohl, die Bärden haben sich bald gefunden, die Gewohnheit macht sie denkfaul, ertötet den Ehrgeiz, vorwärts zu kommen, lähmt die Schwingen. Sie bleiben zeitweilen Schmierenskomödianten, wandern und wandern. Sie könnten es nicht mehr ertragen, festhaft zu bleiben. Sie wandern, bis sie zusammenbrechen. Im nächsten Spital machen sie Station. Die anderen müssen weiter. Sie unterbrechen die Vorstellungen auf einen Tag und kehren zurück, wenn der alte Komödiant begraben wird. Dann ist es, als ob man jedem ein Stück Herz ausgrößer hätte. Am nächsten Tage spielen sie wieder. Die Thranen graben Furchen in der fetten ordinären Schminke. . . . Lache, Kousin, lache! . . . Sie unterscheiden sich in nichts von dem Clown in der Jahrmarttsbude.

Apathisch leben sie beim Meerschweinchen dahin. Nichts bringt sie aus dem Gleichmut. Keine jener tausend Zufälligkeiten, vor denen ihnen täglich welche beschert werden, über- rascht sie.

## Aus Kunst und Wissenschaft.

Ein höchst merkwürdiges Salzager, das geradezu als eine Seltenheit bezeichnet werden kann, befindet sich bei dem Orte Salton in Kalifornien. Das Gebiet ist ein Teil der Koloradowüste, deren niedriger Punkt über 300 Fuß unter dem Meerespiegel liegt. Die Salzablagerung bedeckt etwa 400 Hektar, und die Gesellschaft, die diesen Boden angekauft hat, bringt jährlich etwa 40000 Zentner Salz zur Verschiffung. Ganz auffallend ist die Art der Gewinnung des Salzes, es wird nämlich mit einem Pflug aufbereitet und dann in große Haufen zusammengeschichtet. Jeder Pflug kann etwa 14000 Zentner Salz täglich ernten. Dabei ist an eine Erichsbjung des Salzreichtums nicht zu denken, weil das in das Becken mündende Wasser so salzhaltig ist, daß es nach seiner Verdunstung eine Schicht von fast reinem Kochsalz hinterläßt, die in einer Dicke von 10—20 Zoll den Boden bedeckt. Die Salzlager nehmen einen Teil der Wüstenfläche von Kalifornien ein, die im Jahre 1892 von dem Koloradofluge,

der damals seine Ufer durchbrach, in einer Ausdehnung von mehreren hundert Quadratmeilen überschwemmt wurde.

**Die Bernsteinfunde in der Elbmündung** haben sich gehäuft und es ist unter andern ein großes klares Stück von einem halben Fuhde zu Tage gefördert worden. Es beginnt sich deshalb auch bereits besonders am benachbarten Kirchhöfener Fischereihafen ein Handelsverkehr in Bernstein zu entwickeln, und wie dabei festgestellt werden konnte, sind in der verhältnismäßig kurzen Zeit, seit der man dem Vorkommen des Bernsteins Beachtung schenkt, etwa 8—10 Fuhde gefunden worden. Es ist dabei zu bedenken, daß die Fuhde bisher alle nur zufällig in den Fischernetzen gemacht wurden und von einem plan- und zweckmäßigen Abfischen der „Norder-Gründe“, die sich als Hauptfundort erwieisen, noch immer keine Rede sein konnte, da die Gewässer dort für kleinere Fischereijahrzeuge zu gefährlich sind. Dazu würde nach Ansicht der Fischer sich nur ein großes, gut manövrierfähiges Kraftboot eignen. Die Gängigkeit, mit der die zufälligen Bernsteinfunde geschehen, dürfte, wie die Tögl. Rundsch. schreibt, aber doch wohl den Versuch einer planmäßigen Abfischung nahe legen, um so mehr, als es doch geschichtlich festgelegt ist, daß im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf den Nordsee-Inseln viel Bernstein gefunden worden ist.

**Ueber die früher sehr verbreiteten kräftigen Nottschreie**, die heute noch dem Ausruf „Feter und Mordio“ entsprechen, berichtet Friedrich Kluge in der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“. Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts wurde bei Einbrüchen „Diebejo“ gerufen, und noch länger hielt sich der Ausruf „Feuerjo“. Heute werden „Helfio“ und „Mordio“ auch vom Volke nur noch im halben Scherze gebraucht. Im 16. und 17. Jahrhundert aber gab es noch eine ganze Anzahl von Nottschreien. Bei Fischart heißt es z. B.: „Da schreit und ruft einer „hilffio, rettio, schelmio, diebio!“, und auch Hans Sachs brandt: „O mordio, o rettio!“ In den Straßburger Zunft- und Polizeiordnungen des 14. und 15. Jahrhunderts heißt es: „So sollen alle Bürger, die dohy sind oder es hörent oder merken . . . nachheilen und öffentlich mit luter Stimme schreien und rufen „gerichtio“ und „helfio“ über die Getäter der Böien geschicht.“ Als Hilferuf bei einer großen Gefahr, besonders bei der Entdeckung eines nächtlichen Einbruches, kommt häufig „Nachbarjo“ vor, und in der heftigen Reimchronik des Pfarrers Katz findet sich folgende Stelle: „Aber ufthet sein Feinsterlein — der Börtner und da war gewahr — des Haußens der vorderhanden war — rieffe: „Seind jo verrathentio.“ . . .“ Andere Nottschreie sind „rettio“, „richtio“, „Schelmio“, „Burgerio“ und andere mehr. In einer alten thüringer Duell aus Königshofen wird eine besondere Verwendung solcher Nottschreie angegeben. In Königshofen wurde der Verbrecher an den Pranger gestellt, und dabei schrie des Nachrichteners Knecht dreimal ihm und sein Verbrecher aus: „Waffen, Waffen über mein und dieses Landes Dieb, Dieb ja“ (bezw. Mörder, Mörder ja, Räuber, Räuber ja, usw.) Ueberhaupt wird ja beim Ruf gern ein Vokallaut an den konsonantischen Auslaut angehängt. Im kärntischen Lejachtale z. B. wird o bei jedem Anruf an eine Person angehängt: „Sep ol“ (Joseph). Daher enden auch die Namen der Jagdhunde meist auf o, wie z. B. in Bello.

**Woher kommt der Ausdruck „citoyen“** („Bürger“). Der Ursprung des Titels „citoyen“ datiert aus den ersten Tagen des Oktober 1774, und zwar ist Beaumarchais, der berühmte Verfasser der „Hochzeit des Figaro“, der Schöpfer des Wortes in seiner großen, allgemeinen Bedeutung. Beaumarchais hatte einen Prozeß mit einem Räte und vertrat in ihm seine eigene Sache vor dem Parlamente. Bei diesem Anlasse wurde von ihm zum erstenmale die öffentliche Meinung angerufen. „Ich bin ein Bürger (citoyen)“, erklärte er mit weithin hallender Stimme, „das heißt weder ein Finanzmann, noch ein Abbe, noch ein Höfling, noch ein Günstling, noch sonst etwas, das man eine Macht nennt. . . . Ich bin ein Bürger, das heißt etwas Neues, etwas Unbekanntes und Unerhörtes in Frankreich. Ich bin ein Bürger, das heißt das, was Ihr seit zwei Jahrhunderten zu sein wünscht und was Ihr vielleicht in zwanzig Jahren sein werdet.“ Diese Verteidigungsrede Beaumarchais hatte einen gewaltigen Erfolg. Von ihr an wurde der Titel „citoyen“ von allen Aufgeklärten und von sämtlichen Personen angenommen, die ahnten, daß eine neue Zeit heranbrähe.

## Aus Industrie und Technik.

**Schnelltelegraphen-System.** Zur Zeit finden zwischen Berlin und Hamburg Versuche mit einem neuen Schnelltelegraphen-System statt, dessen Erfinder der kürzlich verstorbene amerikanische Physiker Rowland ist. Mit dem Rowland-System können auf einer einzigen Leitung zu gleicher Zeit in jeder Richtung vier Telegramme, insgesamt also acht Telegramme, befördert werden. Der Baudot-Telegraph, der auf der Linie Berlin-Paris vorzüglich arbeitet, vermag nur zwei Telegramme

gleichzeitig in jeder Richtung zu befördern. Zwischen Berlin und Köln werden demnächst Versuche mit dem Schnell-Telegraph von Pollat und Birag angestellt werden.

**Im Hauptfernprechamt Berlin** wurde eine neue Betriebsform eingeführt. Diese ermöglicht eine telephonische Verbindung durch Vermittlung Berlins auch zwischen den Orten herzustellen, welche zwar bisher an das Berliner Fernprechamt angeschlossen waren, jedoch untereinander nicht in telephonischen Verkehr treten konnten. An den Vorteilen dieser Einrichtung, die nach einem neuen, von der Aktiengesellschaft Wix u. Genest herrührenden Apparatsystem gebaut ist, partizipieren nicht weniger als 1700 Orte des Deutschen Reiches, welche mittelst 130 Leitungen mit Berlin in Verbindung stehen.

## Litteratur.

**Von der Gleichheit**, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Zuttgart, Dietz Verlag) ist Nr. 15 des 11. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Die Wirtschaftsgenossenschaft. III. Von Klara Zetkin. — Frauenarbeit in Dessen-Darmstadt. Von a. br. — Aus der Bewegung. — Feuilleton: Das Kind. Skizze von Ernst Brezgang. — Notizenteil: Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. — Vereinsrecht der Frauen. — Frauenstimmrecht. — Sozialistische Frauenbewegung im Ausland. — Frauenbewegung.

Die Gleichheit erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf., durch die Post bezogen (eingetragen in der Reichspost-Zeitungsliste für 1901 unter Nr. 2978) beträgt der Abonnements-Preis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf.

## Seiteres.

**Ultimatum.** Waldereje (zu Li-hung-tschang): „Na, adten, Alter! und schreib' dir das hinter die Ohren; Wenn etwa eure Boyer noch einmal ihren Unfug anfangen — — mich siehst du nicht wieder!“

## Der Mistkäfer.

(Aus dem „Fabelbuch“, herausgegeben von Th. Ebel und Hans Feins, Ewers. Verlag Albert Langen, München.)

Ein Mistkäfer hatte von seinem Papa Den größten Misthaufen in Afrika Und noch dazu einen Thaler geerbt. Der blinnte früher, jetzt war er gefärbt Und lag nun schon seit manchem Jahr Im Mist, da, wo er am dicksten war.) Der Käfer war dick und war fugekruhd, Er glänzte von Fett und war ferngefund Und war sich dabei, wenn's auch niemand wußt, Als reichster von allen Käfern bewußt. — Und doch! Sein armes Herz war krank, Reich war er wohl, doch ach — er stank. Und wo er sich nur zeigt, im Nu Fielet alles sich die Nase zu. Da ließ er sich denn aus Paris Opponar und Eau de Nise Und hundert Wohlgerüche kommen; Jedoch es sollt' ihm wenig frommen, Trotz wohlgeprägtem Taldentuch Drang siegreich durch der Mistgeruch. Da weinte der Käfer früh und spat, Bis ihm ein Derwisch gab den Rat: „Buß deinen Thaler, setz' dich darauf — Dann hört das Stinken für immer auf.“ Der Käfer hört es und grüß im Mist, Bis daß sein Thaler gefunden ist, Er pukt ihn blant und steckt ihn fein In seinen Misthaufen oben hinein, Sich selbst aber setzt er mitten darauf. — O Wunder! Da kamen in schnellem Lau Von allen Seiten die schönsten Insekten, Die Grillen sangen, die Bienen lecten Ihm seine Flügel — und der Skorpion Sagte zu ihm: „Mein Herr Baron!“ Ja selbst die stolzen Schmetterlinge Wachten die allertiefsten Büdlinge. — Und eine Fliege, zart und traut, Die nahm der Käfer sich zur Braut. Da saß er, den Thaler unterm Popo, Und lächelte selig: „Non oleo!“\*)

\*) Ich rieche nicht.

